

Das ausgeschnittene Bild

Franz Fühmann. Ein Leseporträt

Ich will ehrlich sein: bis vor kurzem habe ich kaum etwas von Franz Fühmann gelesen. Damit bin ich nicht allein. Die Reaktionen aus dem Kreis meiner Kollegen und Freundinnen auf meinen Plan, diesen Text zu schreiben, reichen von „Fühmann? Nie gehört.“ über „Fühmann? War das nicht der Schauspieler aus der Feuerzangenbowle?“ bis hin zu „Fühmann? Muss der wirklich noch mal vorgeholt werden?“.

Ich kannte vor allem seine Kinderbücher, sie waren selbstverständliches Inventar eines ostdeutschen Kinderzimmers der siebziger und achtziger Jahre. Ganz unten im Regal, bei den Büchern für die Familienkleinste, also für mich, stand die Geschichte *Vom Moritz, der kein Schmutzkind mehr sein wollte*. Ich mochte die Illustrationen von Inge Friebe, in denen Moritz einen Baum bis in schwindelerregende Höhen hinauf kletterte und im Schlamm tobte, dass es nur so spritzte. Aber Bücher, in denen mir etwas Vernünftiges beigebracht werden sollte, fand ich blöd. Die ziemlich konstruierte Geschichte vom Jungen aus dem Kinderheim, der eine Prinzessin retten sollte, sich dafür aber abgewöhnen musste, ein Schmutzfink zu sein, fand ich so blöd, dass ich sie vor Enttäuschung gleich wieder vergaß.

Die dampfenden Häuse der Pferde im Turm von Babel kannte ich, bevor ich sie gelesen hatte. Sie standen neben den dunkelgrünen Karl-May-Bänden im Regal eines meiner Brüder, und als ich alt genug war, um den Band mit den rätselhaften Bildern zu lesen, fand ich Sprachspiele wieder, von denen ich bis dahin geglaubt hatte, mein Bruder hätte sie sich ausgedacht. Dieses Buch fand ich nicht blöd, sondern merkwürdig – heute würde ich sagen: es hat etwas mit meiner Sprache gemacht. Es war für mich ein Spielplatz mit allerhand kompliziertem Gerät, auf dem sich freundliche Geister tummelten, die nur dann sichtbar wurden, wenn ich meinen Sprachverstand in Gang setzte. Vielleicht hat meine Art zu schreiben etwas mit Büchern wie diesem zu tun. Mir geht es um die gespenstischen Strukturen des menschlichen Lebens (Fühmann hat es übrigens ähnlich formuliert, als er einmal über E.T.A. Hoffmann sprach: „Seine Geschichten sind Modelle eines gespenstisch werdenden Alltags“, aber das lese ich erst, als mein eigener Text längst geschrieben ist.). Wenn ich von diesen gespenstischen Strukturen einfach erzähle, bleiben sie unsichtbar. Ich muss sie mit den Werkzeugen meiner Sprache untersuchen wie Forschungsobjekte. Ich muss sie auseinandernehmen, ganz und gar infragestellen und neu wieder zusammensetzen. Nur dann werden sie sichtbar, im besten Fall auch für eine Leserschaft.

Aber selbst der freundliche Sprachgeist Küslübürtün aus den *Dampfenden Häusern der Pferde im Turm von Babel* konnte nichts dagegen tun, dass ich mit dem Instinkt eines Kindes aus jener kleinen, berechenbaren, aber doch Diktatur der DDR seinen Schöpfer Franz Fühmann als opportunen Autor einstufte, obwohl ich das Wort „opportun“ noch gar nicht kannte. Lag es am typisch ostdeutschen Aussehen seiner Kinderbücher? Lag es an der Zeigefingerpädagogik einiger Geschichten darin? Oder lag es vielleicht auch daran, dass er in der Schule behandelt wurde und die Bücher, die ich gut fand, in der Schule nie dran kamen? Ich kann es nicht sagen. Aber weil ich Kind meiner Eltern war und schon begriffen hatte, dass mit diesem Land etwas nicht stimmen konnte, wenn man in der Schule nicht erzählen darf, was zu Hause wirklich gelesen wurde, war Fühmanns Zugehörigkeit zur DDR schon ein Minuspunkt auf meiner Skala der Beliebtheit. Warum also sollte ich später, als die DDR längst in sich selbst verschwunden war und die Buchhandlungen so offen schienen, wie sie es nie waren und auch heute nicht sind, warum also sollte ich Fühmann lesen?

Natürlich besaßen auch meine Eltern Bücher von ihm. Man hatte sie im Regal stehen, wenn man im Ruf stand, sich für zeitgenössische Literatur zu begeistern. Keines dieser Bücher ist mir jemals aus einer solchen Begeisterung heraus in die Hände gedrückt worden oder auch nur Gegenstand unserer Gespräche am Abendbrottisch gewesen. Als ich meinen Vater in Vorbereitung auf dieses Leseporträt bat, mir zu sagen,

welche Bücher von Franz Fühmann er eigentlich besitzt, fertigte er eine kleine Liste an, die er mit den Worten überschrieb: „Was ich von Franz Fühmann habe – das meiste habe ich wahrscheinlich nicht gelesen oder wieder vergessen“. Ich borgte mir alle Bände, die sich auf seiner Liste befanden. Und mit Ausnahme der *Zweiundzwanzig Tage oder die Hälfte des Lebens* im Reclam-Bändchen, das bis auf den blass gewordenen Buchrücken wie neu war, sahen sie alle gelesen aus. Vielleicht hielt er es wie ich mit dem Schmutzkind Moritz? Auf meine überraschte Nachfrage, warum er sich an seine Lektüre nicht erinnern könne, hatte er keine Antwort. Ich musste also selbst eine finden. Also begann ich zu lesen.

Ich fing mit den Gedichten an. Fühmanns Lyrik war mir gänzlich unbekannt und also eine Entdeckung wert. Aber die Gedichte, die ich in der Werkausgabe von 1978 fand, wirkten trotz einer hohen Kunstfertigkeit in Versmaß und Reim metallisch und leblos auf mich. Ich las sie laut und leise, ich blätterte vor und zurück, aber die Texte erweckten auch nach vielfachem Lesen den Eindruck, als habe jemand mit dem festen Willen, sein Denken und Erfahren auf Biegen und Brechen weitergeben zu wollen, Verse gehämmert statt geschrieben. Da war viel Vorsatz am Werk, denke ich, und spüre schon wieder den unsichtbaren Zeigefinger aus dem Buch vom *Moritz, der kein Schmutzkind mehr sein wollte*, im Nacken.

Ein Gedicht, von dem ich später erfahre, dass es eines seiner letzten gewesen ist, ist eines der ersten, die ich überhaupt lese. Es befindet sich gleich zu Beginn seiner *Gedichte und Nachdichtungen*, Sie werden es kennen.

*Aber kein Kerker ist härter
als der in die Seele gesenkt,
was sind Schlösser und Schwerter,
wenn der Geist ein Bild nicht mehr denkt,
sich versagt ihm, versagt es für immer
in des Hirns versiegeltes Fort,
keine Schauer, keine Schimmer
kommen je wieder von dort.*
[...]

In vier dreihebigen Achteilern beschreibt es den menschlichen Geist als inneres Gefängnis, das, einmal verriegelt, nichts mehr hinein- noch hinauslässt. Die Struktur des Gedichts kommt mir irgendwie bekannt vor, und wirklich, ich finde sie nach ein wenig Suchen und Zählen in einem Klassiker wieder. Joseph von Eichendorffs Gedicht „Sehnsucht“ setzt sich aus fast identischen Hebungen zusammen, aus dem gleichen Reimschema, der gleichen Kadenzfolge und Strophenanzahl. Der krasse Gegensatz zwischen dem sperrangelweiten Fernweh im Gedicht des Romantikers zum Kerker-Motiv in Fühmanns Gedicht wird noch durch die zweihebigen siebenten und achten Verse der Fühmannschen Strophen verstärkt, als schläge nach jeder Strophe eine Tür zu:

*keine Schauer, keine Schimmer
kommen je wieder von dort.*

Ich habe es nicht nur mit einem Schriftsteller zu tun, der noch dem Glauben des vergangenen Jahrtausends anhaftet, er könne seiner Leserschaft etwas beibringen, begreife ich nach dieser kleinen Bodenprobe. Ich habe es auch mit einem geübten Leser zu tun. Ich kehre also Franz Fühmann, dem Dichter, vorerst den Rücken und entdecke Franz Fühmann, den Leser.

Über das *Zentralverzeichnis Antiquarischer Bücher* erwerbe ich Fühmanns Trakl-Essay *Vor Feuerschlünden*. Ich überblättere die Widmung auf dem Titelblatt und fange an zu lesen. Und während ich das tue, passiert etwas mit mir.

Schon die ersten Kapitel rufen eine ganze Reihe von Rückkopplungen in mir hervor, etwa so: Ein

Apothekerssohn stellt sein eigenes Leben in den Schatten des Lebens eines zweiten Apothekerssohnes, und ich, deren Mutter jahrzehntelang in einer Apotheke arbeitete, schaue ihm dabei zu. Aber, und hier geht das Unterscheiden schon los, Fühmann liest Trakl anders als ich. Wo liegt der Unterschied?

Fühmann liest Trakl gründlicher, als ich es je getan habe. Er liest ihn radikaler, als ich je gelesen habe, und vor allem: Fühmanns Trakl-Lektüre hat Folgen für Fühmanns Leben. Natürlich ist es ein literarisches Buch, und in aller Literatur findet Fiktionalisierung statt, sei sie noch so unauffällig oder unbewusst. Natürlich muss Fühmanns Leben komplexer gewesen sein, es lässt sich nicht zu den Reaktionen auf ein paar Trakl-Gedichte herunterbrechen, nicht einmal von Fühmann selbst. Aber wie oft ist mir das eigentlich passiert, dass ich mein eigenes Leben in eine unbedingte Beziehung mit dem literarischen Werk eines Autors gesetzt hätte? „Ist übrigens dieses existentielle Lesen nachvollziehbar aus unserer eigenen Erfahrung?“, fragt Uwe Kolbe in seinem der *Hinstorff*-Ausgabe aus dem Jahre 2000 beigefügten Nachwort, „Erinnern wir uns daran, jemals so gelesen zu haben? Zuletzt als Sechzehnjährige? Und was ist diese Fähigkeit heutzutage wert?“ Ja, ich erinnere mich daran. Und noch während ich Fühmanns Trakl-Essay lese, nehme ich mir vor, Fühmann selbst so zu lesen, wie er Andere gelesen hat: unbedingt. Mit Folgen für das eigene Leben.

Das ist gar nicht so einfach. Denn seine ideologischen Irrtümer stoßen mich in dem Maße ab, in dem ich immer weiter lese und bald nicht mehr aufhören kann. Lesend schaue ich Fühmann dabei zu, wie er Anfang Mai 1945 aus der Tür seines Elternhauses tritt und in den dunklen Morgen läuft, dem vermeintlichen Endsieg entgegen, dessen schiere Unmöglichkeit man sich an drei Fingern hätte ausrechnen können, wenn man nicht Opfer eines Massenwahns war, aber man war ja Opfer eines Massenwahns, mein Konjunktiv ist nichts als der Hochmut der später Geborenen. Ich blättere um und schaue Fühmann bei der ersten moralischen Katharsis seines Lebens zu, ich sehe ihn im Jammer der ersten Zeit seiner Kriegsgefangenschaft. Und ich kann es nicht fassen, dass da einer nichts von Auschwitz geahnt haben will, obwohl er Jahre zuvor Bilder von sterbenden Zwangsarbeitern im Kino gesehen hat. So geht es immer weiter. Lesend schaue ich Fühmann bei der Gehirnwäsche in der zweiten Hälfte seiner Kriegsgefangenschaft zu, ich sehe Fühmanns Bewunderung für einen Gastdozenten und Meister der Rede, lesend fange ich an zu begreifen, wie wichtig ein Lehrer dem sein muss, der noch nichts anderes gelernt hat als hinterherzulaufen und zu glauben. Lesend schaue ich dem Funktionär Fühmann dabei zu, wie er mithilft, die kleine Diktatur des Schweigens aufzubauen, in der ich Kind gewesen bin. Und mein Begreifenwollen wird einer Bewährungsprobe ausgesetzt, als ich woanders lese, dass Fühmann selbst den Einsatz von Panzern zum ostdeutschen Mauerbau guthieß, weil es schließlich einer guten Sache diene (Panzer gegen Ungeist, *National-Zeitung* vom 9.3.1961). Meine Damen und Herren, ich weiß, es ist schon fast zuviel drüber gesagt worden. Aber ich bin nicht in der Lage, den Schriftsteller zu lesen und den politischen Menschen außen vor zu lassen. „Ich wollte kein Bild.“, schrieb Fühmann über Trakl. Ich will sehr wohl ein Bild von Fühmann. Ich will mir ein Bild von ihm machen, von seinen Blindheiten, von seinen Brüchen. Wenn ich Fühmanns Literatur so unbedingt lese, wie Fühmann Trakl gelesen hat, komme ich um die hochmütige Wut der später Geborenen nicht herum, denn es ist trotzdem meine Wut. Fühmann regt mich auf.

Ich las in einer traumhaften Entrückung, aber plötzlich kam mir dieses reine Lesen doch irgendwie unerlaubt vor, und ich brach es ab.

Ungefähr an dieser Stelle schlage ich das Trakl-Buch zu. Erst jetzt entdecke ich, dass mit dem Umschlag meiner Feuerschlund-Ausgabe etwas nicht stimmt. Das Portrait Fühmanns auf der Vorderseite ist säuberlich ausgeschnitten worden und fehlt nun. Neben dem Gesicht Georg Trakls nur dunkelblauer Einband, weiter nichts. Soll mir das irgendwas sagen? Verhält es sich mit Fühmann wie mit Küslübürtün im Kinderbuch? Wird er unsichtbar, wenn ich versuche, ihn biografisch zu erklären?

Der Dichter liefere Modelle von Erfahrung, hat Fühmann im späten Januar 1976 erklärt, in einer Rede vor der Akademie der Künste der DDR, die sich wie eine Verteidigung der romantischen Literatur gegen die Vorwürfe eines sozialistischen Realismus angehört haben muss, noch bevor es überhaupt um E.T.A. Hoffmann ging, zu dessen Ehren Fühmann sprechen sollte. Darin spricht er von Modellen, „die es dem Einzelnen gestatten, sich im phantastischen Selbsterlebnis in seiner Umwelt wiederzufinden und sich mit den Mitmenschen zu vergleichen: betroffen, erschüttert, bestätigt als ganzer Mensch; und die Größe eines Dichters besteht wohl darin, solch ein Modell sowohl als ein neues wie als ein lange Zeit brauchbares geschaffen zu haben.“ Hier fange ich an zu verstehen, warum mein Vater seine Fühmann-Lektüre wieder vergessen und ab einem bestimmten Punkt einfach abgebrochen hat. Fühmann zu lesen bedeutet vielleicht, sich mit einem Scheitern auseinanderzusetzen, das auch mich geprägt hat. Ich bin Kind einer nicht untypischen Familie des 20. Jahrhunderts, in der die Einen den gleichen politischen Irrtümern aufsaßen wie Fühmann, und die Anderen mit den Folgen dieser Irrtümer zu kämpfen hatten. Irgendwann will man einfach nicht mehr drüber reden. Geschweige denn lesen. Die kleine Diktatur des Schweigens schreibt sich fort. Nach und nach begreife ich Fühmanns literarisches Werk als Teil eines großen Mythos vom Scheitern. Es mag ein deutscher Mythos sein, aber ich möchte wetten, dass er nicht nur für eine deutsche Leserschaft aufgeht. Nicht Franz Fühmann ist gescheitert. Gescheitert ist das 20. Jahrhundert mit seinen unerträglichen Ideologien, die eine so wenig lebenswert wie die andere. Die letzte große Ideologie, ich spreche vom Glauben an Börse und Besitz, Fühmann hat sie längst nicht mehr erlebt, ist noch nicht eingestürzt, aber die Risse im Tempel sind schon ganz gut zu sehen. Könnte es sein, dass Fühmann heute kaum gelesen wird, weil er selbst als zensierter Sozialismuskritiker neben dem „Sozialismus“ und der „Barbarei“ nur die Existenz eines Dritten eingeräumt hat, während wir in einer gesellschaftlichen Wirklichkeit leben, in der eine Pluralität von Denkweisen und Haltungen existiert und die Herausforderung gerade darin besteht, in aller Wirrnis nicht zu vergessen, dass es trotzdem so etwas wie Gut und Böse gibt? Woran sich da halten? Die Zeit der Märchen ist vorbei.

Dass Fühmann sich in seinem Spätwerk ausgerechnet dem Mythos gewidmet hat, scheint mir nicht nur eine konsequente Reaktion auf seine eigene Biographie zu sein, sondern auch auf sein Jahrhundert. Dieses Spätwerk beginnt für mich mit dem schmalen Reisetagebuch, das mein Vater schon nicht mehr gelesen hat: *Zweiundzwanzig Tage oder die Hälfte des Lebens*. Darin ist alles enthalten, das ich in seinen späteren Texten wiederfinde: die Arbeit an der Sprache und der Nachdichtung, der Traum, die Scham und das Tabu, der Gang vom Märchen zum Mythos; vor allem aber eine neue Form der Bescheidenheit und Stille, die sich vielleicht aus der Ahnung speist, dass es eben doch nicht möglich ist, seinen Lesern etwas beizubringen. Sie wollen es einfach nicht. Ich will es ja auch nicht. Aber jetzt, wo Fühmann so klingt, als spräche er nurmehr mit sich selbst, fängt er an, wirklich zu mir zu sprechen. In seiner Scham zu schreiben entdeckte ich meine eigene Scham und lerne von der Notwendigkeit, sie auszuhalten. In seinen Versuchen, aus dieser Scham etwas zu machen, das sich hält, entdeckte ich meine zögerlichen Versuche, etwas zu machen, das nicht nur Literatur genannt werden darf, sondern auch notwendig ist.

Ich lese mich durch Fühmanns zweite Hälfte seines literarischen Lebens, und langsam gelange ich zu jenem reinen Lesen zurück, das ich mir in den *Feuerschlünden* vorgenommen hatte. Ich entdeckte die griechischen Sagen neu und finde sie nicht nur unerhört lebendig. Sie haben Folgen für mein Leben. In Fühmanns nachgelassener Erzählung von *Baubo*, der Alten, die Bauch hieß und ihren Bauch entblößte, finde ich die Klugheit, Schönheit und Alterswürde der europäischen Hexen wieder, die zu eigenständig dachten, um nicht verstoßen zu werden. Und seit ich die Häutung des *Marsyas* in Fühmanns Worten kenne, finde ich kleine Reste vom Fell des Silenen, wohin ich schaue, selbst unter meiner eigenen Sohle. Sein Frohsinn und seine Gutgläubigkeit verfolgen mich und erscheinen mir ebenso menschlich wie die fraglose Folgsamkeit der Skythen, die ihn häuten - und von deren Sprache meine eigene Sprache abstammt. Ich entdeckte die formschönen, lebensfrohen Gedichte von Miklós Radnóti und sehe mit ihm zusammen in eine dunkle

Zukunft, die längst Vergangenheit ist – oder doch nicht? Und mit dem Instinkt des Kindes, das in einer kleinen Diktatur des Schweigens groß geworden ist, bin ich dem ehemaligen Freiwilligen der Reiter-SA mit Namen Fühmann irgendwie dankbar, dass er den Inhalt des blutbesudelten Schulheftchens in den Manteltaschen eines Toten nicht verschwiegen und diese (und noch ganz andere) Gedichte in meine Sprache übertragen hat. Ich entdecke Fühmanns Aufsatz über seine Lesart der Bibel und finde darin nicht nur mich selbst wieder, das fromme Kind mit dem Kopf voller biblischer Mythen und einem Gott, der nicht gut und nicht böse ist, aber bereit für Verhandlungen. Ich finde auch einen beunruhigenden Ausspruch von Jesus von Nazareth wieder, den ich selbst schon einmal gelesen und vergessen hatte:

Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. (Johannes 9, 4)

Und gemeinsam mit Fühmann grübele ich darüber, ob diese Nacht wirklich in den Umzäunungen von Auschwitz zu suchen ist, wo man einander schließlich noch half. Und ich grübele weiter, ob diese Nacht, da niemand wirken kann, nicht Teil meiner eigenen Gegenwart ist, wo verzweifelte Proteste gegen Abschiebungen in den Rundmails unserer Mailboxen ungelesen bleiben. „Ist ein Gesellschaftszustand, denkbar, der Wirkungsohnmächtigkeit realisiert? – Er müsste das Bewusstsein computerhaft machen“ schreibt Fühmann, und hier ist mir, als spräche er über Sie, verehrte Damen und Herren, und über mich. Ich kann Fühmann nicht biografisch verstehen. Ich lese ihn mit meinem ganzen Unverständnis. Ich lese ihn unter der ständigen Gefahr, ihn wieder zu vergessen, wie auch mein Vater ihn vergessen haben mag. Aber die Gefahr wird kleiner, denn ich lese diesen sich gescheitert geglaubten Schriftsteller mit aller Wut, kurz: ich lese ihn als ganzer Mensch. Und als ich viel später die *Feuerschlünde* noch einmal aufschlage, entdecke ich hinten im Buch das ausgeschnittene Fühmann-Portrait. Jemand hat es fein säuberlich auf die Innenseite des Umschlags geklebt. Den Grund werde ich wohl nicht erfahren. Franz Fühmann lächelt und schaut an mir vorbei. Er sieht ein bisschen zu sanft aus für seine Biografie. Die Härte in den Gesichtszügen meines Großvaters, der mir das Schweigen weitergab, fehlt ihm. Nun habe ich also doch ein Bild von Franz Fühmann, denke ich und will sein Buch eigentlich nicht wieder zuklappen.

Ulrike Almut Sandig, die horen, Heft 256, 4. Quartal 2014